

Jean-Paul [Fortsetzung]

Autor(en): **Rasmussen, Holger**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574279>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jean-Paul

Nachdruck verboten.

Artistenroman von **Holger Rasmussen**. Deutsch von Friedrich von Känel, Nejschi.

(Fortsetzung).

Die Schreie, die unterdessen Jean-Paul und Ingolf gemartert und zerrissen hatten, hörten wieder auf . . .

Es pochte schwach an die Tür.

Jean-Paul lief hin und öffnete.

Draußen stand die Magd.

„Der Arzt wünscht mit Ihnen zu sprechen.“

Jean-Paul wandte sich gegen den Knaben und sagte nervös: „Schlafe, schlafe!“ Und er eilte hinaus.

Im Zimmer des Artisten ging der Arzt unruhig hin und her. Die Tür zum Krankenzimmer stand angelehnt.

Ein fast unhörbarer Ton drang herüber, unterbrochen von einem ganz zarten Schreien, das tastenden Versuchen auf einer kleinen, primitiven Schallmei gleich.

Jean-Paul horchte überrascht auf. Der Arzt blieb vor ihm stehen und schien einen Augenblick seine Gedanken zu sammeln.

Dann sagte er, indem er die Hände ausbreitete:

„Ihre Frau hat . . . einen Knaben . . . geboren . . . und, soviel ich erkennen kann, lebenskräftig . . . Aber ich darf Ihnen nicht verhehlen . . . wir haben es mit einer Art Krampf zu tun gehabt, der nicht das Beste für die Patientin selbst verspricht . . .“

Der Arzt hielt einen Augenblick inne, und Jean-Paul, in dessen Brust neulich das Feuer einer großen Hoffnung gebrannt hatte, fühlte plötzlich, wie in seinem Innern alles dunkel und kalt wurde.

Der andere fuhr fort:

„Ich kann und darf nichts sagen . . . Kommt kein neuer Anfall, so hat man vielleicht Grund, Hoffnung zu nähren . . . Aber . . . ich glaube, Sie sollten Ihre Frau sehen . . .“

Jean-Pauls Knie wankten.

Eine furchtbare Angst schlug um ihn zusammen.

Alles schien sich plötzlich im Kreise zu drehen.

Das Gesicht des Arztes, der mit dem Licht hinter ihm stand, verzog sich, wie es ihm vorfam, zu häßlichen Grimassen. Es glich einer häßlichen Maske von Gummi, deren Ausdruck beständig wechselte.

Er kannte seine eigene Stimme nicht mehr, als sie in der Verwirrung ertönte:

„Es ist also . . . große Gefahr?“

Und ebenso fremd erklangen ihm diejenige des Arztes:

„Es droht Gefahr, ja!“

Jean-Paul öffnete die Tür des Krankenzimmers, und eine, kalte, klare Ruhe kam über ihn. Eine mächtige Andacht ergriff sein Herz.

Stille — Kirchenfrieden.

Im Lehnstuhl drüben am Tisch, auf dem die Lampe stand, beschäftigte sich die Pflegerin mit dem kleinen, neu-geborenen Kind.

Ein mattes Gejammer tropfte unterdessen in die Stille . . .

Weiß und ruhig wie früher lag Angelika Amalie auf ihren Kissen.

Der Schmerz des Lebens hatte ihren kleinen Körper getummelt und erschüttert. Jetzt schien die Verwüstung zu Ende, und der Frieden gekommen zu sein . . .

Jean-Paul kniete vor dem Bett.

Er wagte die Kranke nicht zu berühren, näherte nur vorsichtig seine Lippen der kleinen, kalten Hand, die über den Bettrand herausgeglitten war . . .

Da fühlte er, wie die Hand sich von seinen Lippen löste und auf seinen Kopf legte.

Ein zarter Strich über sein Haar.

Und wieder sank sie matt wie fallendes Laub über den Rand des Bettes herab.

Jean-Paul hob Angelikas Arm und legte ihn auf die Decke.

Sie lag mit offenen Augen und starrte nach der Lichtglorie, die die Lampe an der Decke des Zimmers abzeichnete.

Ihre Augen, so eigentümlich gegen die Lider emporgedreht, hatten einen scharfen Glanz. Es war, als säße

dort eine geheime Angst und glühte hinter diesen strahlenden, schwarzen Pupillen.

Aus dem Zimmer nebenan hörte man ganz gedämpft die unruhigen Schritte des Arztes auf dem Teppich.

Das Kind winselte schwach.

Auf der herabgerollten grauen Gardine zeichnete sich bereits das bleiche Licht des Tages.

Ab und zu ließ sich von draußen das ferne Rollen eines Wagens hören . . . Vielleicht brachte er Brot zu den Glücklichen, die noch einen Tag zu leben hatten . . .

Angelika bewegte die Lippen.

Jean-Paul beugte sich über sie und lauschte.

Es war kaum hörbar, was sie sagte; aber ihr Mann verstand sie, und eine liebevolle Bewunderung erfüllte sein Herz.

„Darf ich . . . den Knaben sehen?“

Angelika bat, ihr Kind sehen zu dürfen.

Jean-Paul wandte sich um und betrachtete jetzt erst sein kleines teures, teures Geschenk.

Ein winzig kleines, rötliches Wesen ohne Gepräge oder Ausdruck von etwas Bestimmtem. Ein unfertiger Keim zu einem Leben. Ein zerbrechliches Geschlecht von Spinnwebnerven. Ein kleiner hilfloser Tier-Mensch, ohne Seele und ohne Gedanken . . .

Er gab der Pflegerin zu verstehen, was seine Frau wünschte. Sie stand auf und hob vorsichtig das Kind hinüber zu der Kranke.

Angelikas Augen schienen dunkler zu werden, als sie das kleine Wesen betrachtete. Ein schmerzliches Lächeln zitterte einen Moment auf ihrem Mund, wo nun die Rote der Lippen verblichen war.

Dann erhob sie die Hände zum Zeichen, daß sie das Kind neben sich haben wollte.

Man erfüllte ihren Willen, und Angelika berührte mit den Lippen die Stirn des Kleinen, die bereits von feinem, schwarzem Seidenhaar eingerahmt wurde . . .

Die Tür öffnete sich leise, und der Arzt trat ein.

Er nickte hinüber gegen das Krankenbett. Die Pflegerin, die seinen Blick auffing, hob das Kind wieder heraus.

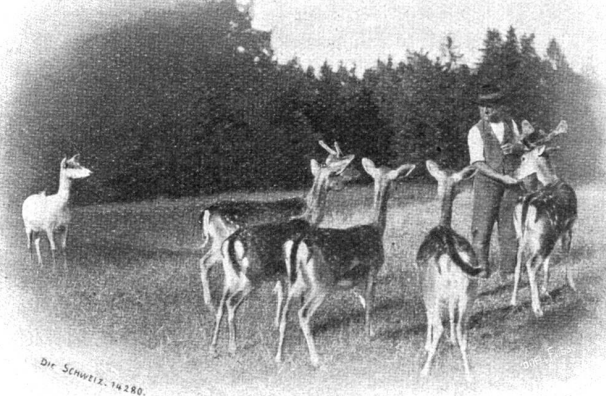
„Die Frau soll nun Ruhe haben . . . und schlafen. Am liebsten schlafen!“

Angelika sah dem Kind mit einem seltsam unsichern Lächeln nach.

Dann erhob sie wieder langsam die Hände, und diesmal galt es ihrem Mann.

Jean-Paul senkte den Kopf zu seiner Frau nieder . . .

Ein paar kalte feuchte Hände legten sich um seinen Nacken, und ein langer hinsterbender Kuß zitterte auf seinem Mund.



Noch einen Augenblick hielten die Hände den Kopf des Mannes fest. Es war, als suchten sie mit einem letzten, verzweifelten Griff etwas Geliebtes zu bewahren, das sich entfernen wollte. . . . Dann sanken sie matt und kraftlos nieder. . . .

Vor Jean-Pauls Augen wurde es einen Augenblick dunkel. Er fühlte ein warmes Weinen seinen Blick verschleiern. . . . Aber, als es wieder klar wurde, sah er mit Schrecken, wie Schatten gleich Wolken über das Gesicht seiner Frau zogen. Ein fürchterlich schnarrender und mißtönender Laut entfloß ihrem Mund. In ihren Augen wurde es weiß, und sie erhob die geballten und krampfzitternden Hände mit einem lauten jammernden Ruf über ihren Kopf. . . .

Der Arzt eilte augenblicklich an das Bett.

„Sie müssen gehen! Sie müssen gehen! Es nützt nichts zu bleiben!“

Jean-Paul stürzte verzweifelt mit den Händen vor dem Gesicht hinaus.

Draußen im andern Zimmer warf er sich auf den Teppich. Er begrub den Kopf zwischen den Armen, und ein Schluchzen, so gewaltsam und wild, als wäre es das Toben eines Unwetters, das ausbrach, erschütterte seinen Körper. . . .

Lange lag er so, seine Hände blutig beißend, wie im Wahnsinn über die böien Mächte des Lebens jammernd. . . .

Aber draußen im Krankenzimmer, wo jetzt die Lampe erloschen war und das Morgenlicht langsam durch die graue Gardine hereinfloß, war der Krampf zu Ende.

Der Krampf hatte sein böies Wüten eingestellt und sich gesüchtet. . . .

Klein und weiß und voller Frieden lag Angelika Amalie auf ihrem Lager, die großen Augen für immer geschlossen.

Die kleine Tänzerin war hinübergeschwebt in die Stille, fort zu den hohen, weißen Wohnungen in der großen Stadt der Unendlichkeit, wo Heim und Platz für alle Seelen — die Armen und die Reichen ist.

VIII.

Die Tage, die nun folgten, legten sich wie ein grauer Nebel auf Jean-Pauls Seele — eine Schattenmauer, die er selber nicht durchbrechen konnte und die alle und alles hinausschloß. Er ging umher gleich einem Menschen, dessen Gehirn ein plötzlicher Schlag gelähmt hat.

Oder es konnte den Anschein haben, als suchte er fort und fort nach Erklärung des einen oder andern Unbegreiflichen.

Wenn jemand zu ihm sprach, so sah er mit einem geistesabwesenden Blick auf und konnte ein paar Worte erwidern, die klar verrieten, daß er gar nicht gehört hatte, was gesagt wurde.

Der jähe Umschlag, der plötzliche Sturz alles seelischen Friedens hatte im Fall gleichsam Teile seines Verstandes mit-

gerissen. Das Begriffsvermögen war gelähmt. Jean-Paul verstand und begriff nicht recht, daß das, was geschehen, auch wirklich geschehen war.

Zuweilen, in den einzelnen Augenblicken, wenn sein Gehirn nach der Betäubung wieder klarer wurde und er mit vollem Verständnis seinen Verlust betrachten konnte, — in solchen Momenten konnte er von einem seltsam spröden Schmerz ergriffen werden. Er konnte schluchzend sich selber als den einzigen wahren Schuldigen anklagen und sich mit Vorwürfen peinigen, daß er nicht beizeiten der Lebendigen das Leben hell gemacht hatte — — —

Dank dem Arzt war sogleich eine Amme für das kleine Kind bestellt worden. Der Knabe war nicht vollreif und bedurfte darum aller Sorgfalt und Pflege.

Jean-Paul hatte das Kind noch wenig gesehen.

Wie in einem Halbtraum war er in diesen Tagen umhergegangen und hatte all die hundert Formalitäten geordnet, die erforderlich waren, damit seine Frau im fremden Lande begraben werden konnte. Er hatte Briefe abgefaßt, Briefe, die zu schreiben ihn Qual und Verzweiflung gekostet — an ihre Verwandten in der Ferne. Da war der alte, seine schwachköpfige Vater und dann die arme, brave Mutter, die ihr Kind nicht mehr wiedersehen sollten. . . .

Am schwersten war es ihm geworden, sein Verhältnis zu dem Variététheater zu ordnen.

Jean-Paul konnte nicht mehr auftreten — unmöglich. . . .

Hunderte von Menschen haben gekauft mit dem Tod in der Brust, haben Grimassen geschnitten und lustige Lieder gesungen, während das Herz weinte. Aber diese Menschen gleichen dem Positiv, das mechanisch die Melodie der eingesezten Walze singt. Sie können die Rolle auswendig, und die Zunge plappert die einmal gelernten Worte, während Seele und Gedanken vielleicht ihre eigenen irren Wege gehen.

Jean-Pauls Kunst war diejenige der Improvisation.

Seine Einfälle waren von Stimmung und Zufall abhängig — der Rolle seiner Inspiration.

Wie hätte da ein Mann mit wundem Herzen und müdem Kopf Gedanken, Fröhlichkeit und Gelächter zu schaffen bestimmt, erzeugen können?

Selbst für das breitetste Publikum konnte der Tod nie zum Clown werden.

Aber der Direktor des Variététheaters, dem Jean-Pauls Auftreten einen bedeutenden Gewinn zugeführt haben würde, berief sich auf seinen Kontrakt. Und die Entschädigung, die der Artist insolge dessen dem Theater hätte bezahlen müssen, betrug eine so bedeutende Summe, daß Jean-Paul, so, wie die Verhältnisse nun beschaffen waren, sie gar nicht hätte bezahlen können.

Denn so würde die Kasse leer geworden sein.

(Fortsetzung folgt).

Gedichte von † Heinrich Perron.

Dissonanz.

Du lachst, Natur, so friedlich träumt die Au,
Es zirpt der Käfer, froh der Vogel singt,
Von Blum' zu Blume sich ein Falter schwingt,
Auf jedem Halm blüht hell der Perlentau —

Was sagst du, daß in dieses Friedens Bild
Sich wilder Kampf verbirgt, der Kampf ums Leben,
Daß Freude nur durch Andrer Leid gegeben,
Der Jubel tönt mir ob erlegtem Wild?

Deck' zu, du milder Glanz, die grause Nacht,
Daß ich's nicht seh', das häßlich wild Gesicht!
Gestüht mich nach solcher Wahrheit nicht!
O, laß mir doch den Wahn der Wunderpracht!

Abendstimmung.

Ruhe süß!
Ruft das Glöcklein durchs Gelände.
Sonne schwand, am Himmel steht
Hoch der Abendstern.

Ruhe süß!
Rauscht durch Blätter ohne Ende.
Und ein Lied, vom Wind verweht,
Klingt aus duff'ger fern.

Ruhe süß!
Mutter faltet fromm die Hände
Ihren Kleinen; still Gebet
Steiget auf zum Herrn.

Ruhe süß!
Dir, o liebe Mutter, sende
Ich den Gruß; du wachst noch spät,
Flehst für mich zum Herrn.